

*Stephan Quensel: Drogenelend. Cannabis, Heroin, Methadon:
Für eine neue Drogenpolitik: Campus 1982*

Dieses Buch wird nicht der Anlaß werden für eine neue heiße Diskussion um die Drogenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland; es wird vielmehr dazu beitragen, die Fronten zwischen den „aktiven Drogenpolitikern“, also etwa denjenigen, die an der Entstehung der Novelle des Betäubungsmittelgesetzes von 1982 beteiligt waren, und den „passiven Drogenpolitikern“, die bei den Anhörungen und Gremiensitzungen draußen vor der Tür blieben, zu verhärten. Das ist bedauerlich, denn Quensels Analyse bestimmter Teilaspekte der Drogenpolitik, deren Problematik sich nach Meinung des Autors besonders deutlich am Umgang mit Cannabis und mit Opiaten aufzeigen läßt, ist scharfsinnig und informativ auch dann noch, wenn sie über das Ziel hinausschießt und in Polemik umschlägt.

Ausgangspunkt aller Argumentationsketten ist die Frage, wie auf Drogen, wie Cannabis, Heroin und Methadon „im gesellschaftlichen Zusammenhang reagiert wird“, wie also Konsumenten und Nicht-Konsumenten, Politiker und Nicht-Politiker, kurz Rollenträger aller Art Wirkung und Wert dieser Drogen zum gegenwärtigen Zeitpunkt in der Bundesrepublik Deutschland einschätzen und welche Konsequenzen diese Einstellungen zeitigen. Weitgehend unberücksichtigt bleiben Fragen nach der spezifischen Drogenwirkung auf den menschlichen Organismus sowie nach der Person des Konsumenten. Aus der epidemiologischen Trias „Person-Droge-Gesellschaft“ ist es hier die Gesellschaft, die unter die Lupe genommen wird, und zwar aus der Perspektive des Labeling-Ansatzes. Die Konzentration ausschließlich auf den gesellschaftlichen Aspekt des Drogenproblems und der Drogenpolitik bringt es notwendigerweise mit sich, daß Quensels Argumente einseitig gewichtet sind, was gelegentlich zu starken Überbetonungen von Problemlagen führt. Da er auf (inter-)individuelle Konstellationen und

deren Interaktion sowohl mit der Droge wie mit den gesellschaftlichen Reaktionen bzw. Aktionen keine Rücksicht nimmt, fallen seine Zuschreibungsmuster etwas schroff aus und halten einer Prüfung dann, wenn man eben auch diese Aspekte berücksichtigt, nicht stand.

Nach Quensel ist die Wirkung einer Droge im wesentlichen eine Funktion der Vorstellungen, die wir uns von ihr machen, die wiederum die Funktionen der Informationen sind, die etwa über die Massenmedien und wissenschaftliche Veröffentlichungen an uns herangetragen worden sind. Je nach dem Grad der Verzerrungen dieser Informationen sind unsere Vorstellungen von der Drogenwirkung verzerrt – und sie sind zur Zeit enorm verzerrt, wenn man sie am internationalen Wissensstand mißt. In der deutschen Öffentlichkeit ist nach 1968 ein Bild des Hippies und Fixers entstanden, das diesen als heruntergekommenen, beziehungslosen Typen zeigt, der nur noch nach seiner Droge giert, für die er alles, schließlich auch sein lausiges Leben, opfert. Tatsächlich zeigen alle empirischen Studien, daß dieses Bild bestenfalls auf eine ganz kleine Gruppe von Drogenabhängigen zutrifft, nämlich auf diejenigen, die viele Jahre lang unter den in der Bundesrepublik Deutschland gegebenen Bedingungen als bevorzugte Droge Heroin gewählt haben.

An dieser Stelle greift das von Quensel herangezogene Analyseraster an. Überzeugend zeigt er, daß unser Bild vom Drogenkonsumenten schon deswegen nicht durchweg falsch ist, weil wir alle je nach unserer Position im sozialen Feld zu der tatsächlichen Herstellung dieses Bildes beigetragen haben. Das gilt natürlich in besonderem Maße für die gesetzgeberischen Instanzen, den Sanktionsapparat und den Therapiebetrieb.

Zunächst sind hier die erheblichen Verschärfungen der Strafbestimmungen von 1972 und 1982 zu nennen, die auf dem Umgang mit Cannabis und Opiaten stehen – eine gesetzgeberische Entwicklung, die ja nicht naturgegeben ist. Auf diesem Hintergrund erst konnte sich der Sanktionsapparat entfalten und entwickeln und immer neue Abteilungen und Sektionen hervorbringen, bis er schließlich die heutige imponierende Größe erreicht hat. Zumindest der Verfolgungsapparat steht seit der Etablierung großer Rauschgiftdezernate in den 70er Jahren unter ständigem Erfolgsdruck. Solange jedoch jeglicher Umgang mit Cannabis mit Strafandrohung belegt ist, gelingt es der Polizei über den Zugriff auf Haschisch- und Marihuanakonsumenten stets, eine Erfolgsstatistik vorzulegen. In diesem Zusammenhang arbeitet Quensel klar heraus, wie zentral das totale Cannabisverbot für den Verfolgungsapparat tatsächlich ist, zumal der Einstieg der Kriminalpolizei in die Szene gewöhnlich über den

Umweg der Cannabiskonsumenten läuft, wie ja wohl auch ein erheblicher Prozentsatz dieser Konsumenten durch den Verfolgungsapparat erst hinlänglich als „Drogenabhängige“ stigmatisiert wird. Sind Haschischkonsumenten allerdings erst einmal mit diesem Etikett etwa per Richterspruch versehen – das betrifft nach Quensel rund die Hälfte bis zwei Drittel aller einschlägigen Verurteilungen pro Jahr –, darf man sich nicht wundern, wenn sie sich dementsprechend verhalten, also Gehebe und Gewohnheiten eines Fixers übernehmen. Das notwendige Wissen lernen sie spätestens im Knast, der ja längst in ganz erheblichem Ausmaß von Drogenkonsumenten aller Art bevölkert wird. So trägt der Sanktionsapparat zur Schaffung seines Klientels bei, strukturiert damit zugleich die Rauschgiftszene und rechtfertigt über seine Erfolgsstatistik permanent seine eigene Existenz.

Nicht wenig zur Aufrechterhaltung dieses Bildes vom typischen Fixer in der Öffentlichkeit trägt auch der Therapiebetrieb bei, der sich ganz analog dem Wachstum des Sanktionsapparates entsprechend ausgedehnt und etabliert hat. Ganz allgemein gelten uns Drogenabhängige als kranke Menschen, die folglich sowohl Anspruch auf Behandlung haben als auch Zwangs-Anspruch, insofern die Öffentlichkeit verlangen kann, daß kranke Menschen, zumal ansteckend kranke Personen wie eben Drogenabhängige, in Therapie genommen werden. Die hier angedeutete Parallele verweist auf Weiterungen wie Zwangseinweisung und Isolierstation. Die Bemühungen des Sanktionsapparates, auf den auf Drogenprobleme spezialisierten Therapiebetrieb Einfluß zu nehmen, sind so alt wie das Drogenproblem selbst. Nach anfänglichen Reibereien kommt es insbesondere in jüngster Zeit jedoch mehr und mehr zur Kooperation zwischen beiden Bereichen. Stimuliert wurde die Zusammenarbeit durch den Slogan „Therapie statt Strafe“, der bei oberflächlicher Betrachtung auch demjenigen eine Heilungschance zu versprechen schien, der bereits durch die Mühlen der Justiz gelaufen war. Herausgekommen sind allerdings Drogenknäste und Zwangstherapien, in denen das Vertrauensverhältnis zwischen Therapeut und Patient/Strafgefangenem aufs äußerste strapaziert wird. Berücksichtigt man entsprechende amerikanische Erfahrungen, dann muß man damit rechnen, daß dieser Art „Therapie“ der Erfolg versagt bleibt.

Um aus dem eingefahrenen Teufelskreis zwischen Gesetzgebung, Strafverfolgung, Therapiebetrieb und der Lebenswirklichkeit des Drogenkonsumenten herauszukommen, diskutiert Quensel alternative Ansätze im Umgang mit Cannabis und Opiaten. Für Cannabis schlägt er eine generelle Aufhebung des Verbots vor, allerdings unter Einführung von „flankierenden Maßnahmen“ wie Produktionsauflagen, Werbeverbot, Präventionsabgabe usw. Wie er einen solcher-

maßen eingeschränkten Markt für nur eine Drogenfamilie, nämlich Cannabis und alle seine Nebenprodukte, tatsächlich durchsetzen will in einer nach kapitalistischen Prinzipien ausgerichteten Marktordnung, verrät er dem Leser allerdings nicht. Gerade weil das Modell auf seine Verträglichkeit mit gesetzlich garantierten Regelungen entsprechender Produkte nicht überprüft worden ist, überzeugt es nicht. Auch ist mehr als fraglich, daß die flankierenden Maßnahmen tatsächlich geeignet sind, den Konsum entsprechender Produkte auf die Gruppe der (jungen) Erwachsenen zu beschränken und auf eine wöchentliche Ration von 3 bis 4 Haschisch-Zigaretten einzupendeln.

Gewichtiger sind Quensels Ausführungen über die Einrichtung von Methadon-Programmen zur Entspannung der Heroinszene und des Therapiebetriebes. Da die Diskussion von Behandlungsverfahren bei Heroinabhängigkeit unter Verwendung von Substitutionsmitteln wie Methadon in der Bundesrepublik Deutschland seit Jahren zurückgehalten wird, weil sie offenbar von den Experten als nicht opportun angesehen wird, ist es ein besonderer Pluspunkt des Buches, daß gerade dieses Thema ausführlich aufbereitet und dargestellt wird. Der Autor greift nicht nur auf neueste Untersuchungsergebnisse, vor allem aus dem anglo-amerikanischen Sprachraum, zurück, er stellt auch die bereits in den europäischen Nachbarländern Holland und Dänemark praktizierten Methadon-Programme vor. Unter welchem Aspekt auch immer man Methadon-Programme diskutiert, so zeigen alle ausländischen Erfahrungen mit entsprechenden Behandlungs-Modellen, daß unterm Strich positive Ergebnisse sowohl für die Drogenabhängigen als auch für die Gesellschaft insgesamt dabei herauskommen.

Angesichts der vielfachen Hoffnungen, die mit den von Quensel besprochenen Alternativen auf dem Drogensektor – also Entkriminalisierung bzw. Legalisierung des Umgangs mit Cannabis, Einführung von Substitutionstherapien – verbunden sind, die in außerdeutschen Ländern auch schon den Realitätstest bestanden haben, stellt sich natürlich die Frage, warum diese Themen in diesem unserem Lande so unverhältnismäßig streng tabuisiert sind. Quensel selbst hält insbesondere die Methadon-Frage für emotional aufgeladen und meint: „Wer die Abgabe von Methadon an Heroinsüchtige befürwortet, läuft Gefahr, nicht mehr als achtbarer Bürger angesehen zu werden.“ Das ist gewiß übertrieben. Tatsache ist aber, daß jeder Vorschlag, der auf eine Liberalisierung der Drogengesetzgebung hinausläuft oder auch nur auf eine Lockerung der Ausführungsbestimmungen, seit den frühen 70er Jahren auf harten Widerstand stößt, wobei auch moralische Verunglimpfungen derjenigen, die solche Vorschläge vortragen, durchaus in Kauf genommen werden.

Quensels Analyse dieser Widerstände trägt nun allerdings in jeder Weise dazu bei, die Diskussion zu verschärfen und endgültig auf die Ebene persönlicher Beleidigungen zu verlagern. Das liegt nicht zuletzt daran, daß er die deutsche Drogenpolitik von Anfang an nicht nur als reaktionär, sondern auch als „tumb“ brandmarkt. Ohnehin zieht sich dieser Vorwurf der „Tumbheit“ wie ein roter Faden durch sein Buch, so, als ließen sich alle Fehler, die auf diesem Feld bislang gemacht worden sind, mit der Dummheit der Beteiligten letztendlich erklären. Ich teile diese seine Einschätzung nicht. Viele Entscheidungen auf dem Gebiet der Drogenpolitik, die in den früher 70er Jahren erfolgt sind und die sich heute als falsche Weichenstellungen darstellen mögen, sind auch aus einer ungeheuren Hilflosigkeit geboren, die sich zunächst aller derer bemächtigt hat, die sich auf die Mitarbeit in diesem Sektor eingelassen haben. Die Hilflosigkeit hat sich allerdings schnell gepaart mit einem enormen Ressentiment der herrschenden Eliten gegen die aufbegehrenden „Jugendlichen“ derselben Jahre. Daraus ist allem Anschein nach eine brisante emotionale Mischung entstanden, die den Boden abgegeben hat für harte Entscheidungen, harte Strafbestimmungen. So wurde zunächst das Feld abgesteckt, innerhalb dessen sich Drogenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland abspielen konnte. Es wird weiterer Analysen bedürfen, um die Entstehungsgeschichte dieser Entwicklung aufzudecken.

Wer anderen ihre Dummheit, Blindheit, Borniertheit so erbarmungslos um die Ohren schlägt wie Quensel, der läßt sich einfangen vom „Glaubenskrieg“, der die Diskussion auf dem Drogensektor zumindest auch kennzeichnet. Mir scheint, daß Quensel, solchermaßen befangen, in eine seiner eigenen Gedankenfallen gestolpert ist, aus der er für die Dauer dieses Buches nicht recht herausfindet.

Irmgard Vogt